

BERND HENNINGSEN

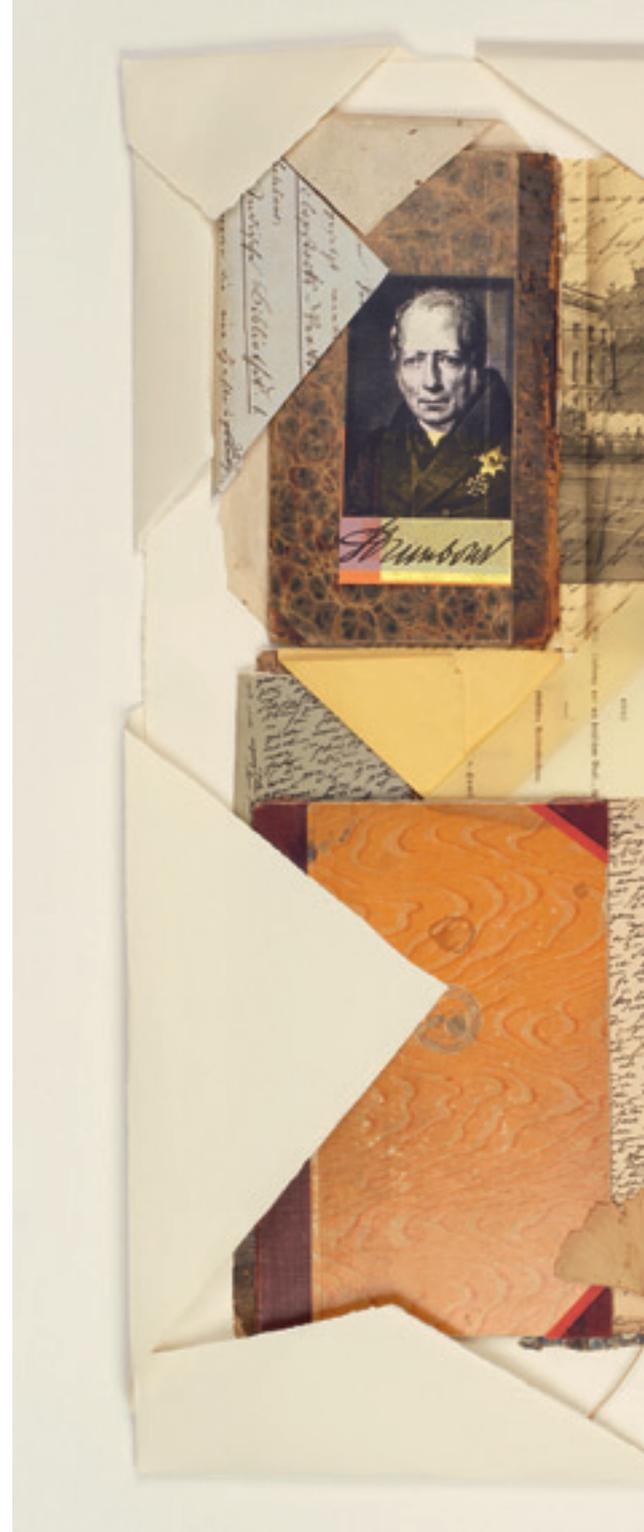
Die Zukunft der Universität

Essay zum zweihundertjährigen Jubiläum der Humboldt-Universität zu Berlin

Zukunft ist einer jener Begriffe, bei dessen Beschreibung man sich vielleicht lieber an Ludwig Wittgenstein halten sollte: Worüber man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen. Zukunft ist nicht *vorhersehbar*; das *Wenige*, was *absehbar* ist auf der Grundlage von verfügbaren Daten und von Erfahrungen, die wir gemacht haben, macht Zukunftsüberlegungen nicht seriöser, allenfalls begrenzt es den Blick nach vorne auf eine sehr kurze Spanne. Das gilt erst recht für Überlegungen zur Zukunft der Universität – auch und erst recht, wenn man die immense Zahl der Bücher und Aufsätze zurate zieht, die sich mit der »Zukunft« der Institution befassen –, denn diese ist eine *abhängige Variable* von (in der Tat *unvorhersehbarer*) Politik, nicht alleine eine *Variable* von Bedarfszahlen und dem Willen, schlechte Erfahrungen und Alltagsfrustrationen der künftigen Generation zu ersparen. Die nachfolgenden Zeilen sind also mit Vorsicht zu genießen, zu Prognosen eignen sie sich nicht.

Die Zukunft von 1810

Man kann sich das Problem auch grundsätzlich durch die Verlagerung der Zukunft in die Vergangenheit klarmachen: Hätten die Gründer unserer Universität, Wilhelm von Humboldt und die anderen, denn 1810 voraussagen können, wie ihre Schöpfung zehn Jahre später oder hundert, gar zweihundert Jahre später aussehen würde? Alle Spielchen mit contrafaktischer Geschichte gingen hier in die Irre. Sie hatten gleichwohl ihre Erfahrungen – Wilhelm von Humboldts Erfahrungen als Universitätsstudent beschränkten sich allerdings



auf wenige Monate, ja Wochen in Frankfurt an der Oder und in Göttingen, von Lehrerfahrungen ganz zu schweigen. Die Gründer hatten in der Tat ihre historischen und bildungshistorischen Erfahrungen: Preußen (besetzt von Napoleonischen Truppen) sollte durch politische Reformen wieder aufgerichtet werden; Preußen sollte aber auch durch ihre idealistischen Grundsätze über die Bildung und Erziehung des Menschen wieder aufgerichtet werden. Die Erziehung des Menschengeschlechts war *die* Zukunftsaufgabe. Im Kern verbirgt sich in diesen Grundsätzen der »Geist« der Humboldt'



schen Universität, wie er seit 200 Jahren penetrant beschworen wird.

Die Zukunft der Universität lag in der ihr zugelegten Aufgabe der Bildung (im deutschen Sinne dieses Begriffes) und insbesondere in der Wiedererrichtung von Staat und Nation nach den verheerenden Niederlagen. Aus dieser Doppelung der Aufgaben resultiert die herausragende Stellung der Universität in der bürgerlichen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts (und später), sie wurde zu einer Art säkularen, zu einer nationalen Kirche (man schaue sich die

symbolgesättigten Zeremonien, Gebäude und Säle an), in der die Professoren zu den herrschenden »Mandarinern« (Wolfgang Mommsen) wurden.

Auch das war eine Abkehr von der alten Idee der Universität: Die *institutionelle* Gründung der Universität in Bologna (1088) und Paris (1150) war eine europäische – die Studenten und die Professoren, die gelehrte Gemeinschaft des Mittelalters und der frühen Neuzeit sprach *eine* Sprache, Latein, und sie war *mobil*, die *peregrinatio academica*, die begriffsgeschichtlich nicht umsonst an die klösterliche Welt erinnert und die mehr war als die spätere erst adlige, dann bürgerliche »Bildungsreise«, sie bestimmte die vorherrschende Weise der Wissensakkumulation. Die wissenschaftlichen Magneten waren die berühmten Universitäten, die herausragenden Bibliotheken und die großartigen Gelehrten – über alle staatlichen, konfessionellen, kulturellen und ethnischen Grenzen hinweg. Nicht umsonst stehen Städtenamen als *branding names* für Gelehrsamkeit, für Wissenschaft und Forschung, für akademisches, für studentisches Leben: Oxford, Coimbra, Prag, Heidelberg, Rostock, Uppsala. Die Universität wurde und wird mit ihrer jeweiligen Sitzstadt identifiziert.

Die europäische Universität

Referenzpunkt für Exzellenz und Qualität ist *nach* Humboldt nicht mehr der Sitz einer Universität – die Stadt –, sondern es ist dies: die Berufung auf die Prinzipien von Freiheit und Einsamkeit des Wissenschaftlers, von der Einheit von Forschung und Lehre, von der Einheit der Fächer und von der Exzellenz des Milieus.

Die Zukunft der Universität, wie sie im Mittelalter gelebt wurde, war eine *europäische*; und so macht sie auch sichtbar und erfahrbar, was europäische Kultur ist – schon aufgrund ihres Alters und ihrer Überlebensfähigkeit. (Fast) keine heute existieren-

Abb. 1
Ruth Tesmar, Scriptum 4,
Assemblage, 92 x 72 cm, 2009.
Aus dem Zyklus *itineraria litterarum*.
Auf Schreibwegen mit
Wilhelm von Humboldt.
21 Assemblagen.

de Einrichtung unserer Gesellschaften ist so alt wie die der Universität und keine hat sich über die Zeit ihrer Existenz so verändert wie diese – und ist weiterhin überaus vital, hat also eine Zukunft. Ja, ihre Überlebensfähigkeit hat gerade mit ihrer Wandlungsfähigkeit zu tun (unter diesem Gesichtspunkt lohnte einmal der Vergleich mit der zweitausend Jahre alten Institution Katholische Kirche). Sie hat Revolutionen und Modernisierungen überlebt, sie hat die Weisheit, aber auch die Dummheit von Reformern ertragen, sie ist politischen Pressionen er-

gegenüber anderen Wesen auszeichnet, und sie sind zugleich unser kollektiver Ausdruck für unsere Perspektive auf Zukunft. (Museen, die jünger sind als die Universitäten, sind in dem Zusammenhang viel gefährdeter gewesen und wesentlich häufiger inhaltlichen, strukturellen und räumlich-ästhetischen Veränderungen unterzogen worden.)

Über den groben Leisten geschlagen, so wurde mit der Humboldt'schen Universitätsgründung 1810 die Institution Universität eine *nationale*, ihre eu-

Abb. 2

Die institutionelle Gründung mittelalterlicher Universitäten wie Bologna (1088) - und damit auch deren Zukunft - war eine europäische; mit der Humboldt'schen Universitätsgründung 1810 wurde die Institution Universität eine *nationale*. Insofern sind die Beschlüsse der europäischen Bildungsminister 1998 in Paris und 1999 in Bologna, die Universitätswelt wieder europäisch zu vereinheitlichen, eine Zukunftsentscheidung, die ihre Wurzeln in der mittelalterlichen Idee der Universität haben.

Foto: Giovanni Dall'Orto



Foto: Heike Zappe



legen und existiert dennoch weiter; sie hat als Institution Bestand, auch wenn ihre Inhalte und ihre Struktur über die Jahrhunderte verändert wurden; und die Nachfrage nach ihrem Bildungsangebot ist überwältigend wie je. Die Überlebensfähigkeit der Universität steht außer Zweifel; sie ist ganz offensichtlich die sicherste Art, Zivilisation zu entwickeln und Kultur von Generation zu Generation weiterzureichen, nicht zu reden von ihren Forschungs- und Bildungsaufgaben. Universitäten und die mit ihnen zusammenhängenden Bibliotheken sind der sichtbarste Ausdruck unseres kollektiven Gedächtnisses, also dessen, was uns als Menschen

europäisch-kosmopolitische Wurzel konnte sie nie verleugnen, aber die längste Zeit der zweihundert Jahre seither, steht die Universität im Dienste der Nation. Sie bekam ihren Platz im Nationswerdungsprozess zugewiesen, die Wissenschaftssprache war nicht mehr das kosmopolitische Latein, Wissenschaftssprache wurde in den Plural gesetzt und nationalisiert. Die Nobelpreise werden nach Nationen gezählt (im öffentlichen Diskurs, nicht von der ausstellenden Stiftung), die Bildungsausgaben als Maß des Nationalproduktes. Insofern sind die Beschlüsse der europäischen Bildungsminister 1998 in Paris(!) und 1999 in Bologna(!), die Universitätswelt wieder

europäisch zu vereinheitlichen, eine Zukunftsent-scheidung, die ihre Wurzeln in der mittelalterlichen Idee der Universität haben. Der Bildungsraum soll wieder ein post-nationaler werden – anschließend an die Geschichte der europäischen Universität sollte man eher von prä-nationaler sprechen.

Eine Wissenschaftssprache? Internationalität und Mobilität

Die weitgehende Selbstverpflichtung des akademischen Betriebes, sich des Englischen als *lingua*

durch nationale Akzente malträtiertes Germish oder Chinglish. Es ist dies der Preis für die Aufgabe der unbequemen Multilingualität zugunsten einer effektiven Monolingualität, es ist dies der Preis für Ubiquität und Mobilität.

Die Weichenstellung in eine europäische Zukunft hat eine weitere Wurzel in der Vergangenheit: Mobilität war im Mittelalter eine notwendige Voraussetzung für die Wissensaneignung, sie wird gegenwärtig als akademischer Wert an sich betrachtet, jede Universität hat daher eine internationale Abteilung, deren Aufgabe die Einwerbung und Betreuung von ausländischen Studierenden und Wissenschaftlern ist. Es ist kein Zufall, dass gerade die Internationalisierung von Universität und Wissenschaft in den letzten zwanzig, dreißig Jahren an Bedeutung gewonnen hat; es hat sich im öffentlichen, erst recht im inneruniversitären Diskurs durchgesetzt, dass man die ausländischen Studierenden und Kollegen anständig und nicht als Fremde zu behandeln hat, auch die Behörden scheinen das zunehmend begriffen zu haben. Die Zukunft der Universität ist auch mit diesem Thema verknüpft. So hat die Vorreiterrolle der US-amerikanischen Wissenschaft eine wesentliche Ursache in einem sich aufschaukelnden Prozess von Push- und Pullfaktoren, in dessen Mittelpunkt aber die strukturelle Offenheit für Dauer- und Kurzeitzuwanderer wie für Exilanten steht, sie ist Nutznießer eines globalen Braindrains. Das relativ gute Ansehen beispielsweise der schweizer, der niederländischen, der schwedischen Wissenschaft beruht auf einer ähnlich strukturierten Offenheit gegenüber Ausländern (und deren gezielte Anwerbung!). Da, wo diese habituelle Offenheit fehlt, herrscht die nationale Behaglichkeit, sie zu durchbrechen, hat überall diskursive Priorität gewonnen.

Ich erinnere mich diesbezüglich an eine Abzähl-diskussion 1985 mit einem Kollegen meines nun wahr-



franca zu bedienen, holt die mittelalterliche wissenschaftliche Monolingualität – und damit auch eine expressive Verarmung – in den akademischen Alltag zurück. Die (früh-) neuzeitliche Auseinandersetzung um die jeweiligen Nationalsprachen als Wissenschafts- und Schulsprachen erinnert insofern an die aktuellen Debatten über den Sinn und Unsinn des Englischen als Wissenschafts- und Verkehrssprache, nur mit umgekehrten Vorzeichen: Die Verhunzung des antiken Lateins in ein mittelalterliches, brauchbares Kirchen-, Küchen- und Soldatenlatein hat ihre Entsprechung heute in der Verwandlung der Sprache Shakespeares in ein

lich überschaubaren Faches: Uns fiel seinerzeit und skandalöserweise kein einziger deutscher Skandinavist ein, der *in* Skandinavien, der *mit* Skandinaviern forschte oder der in Skandinavien deutsche Forschung weitervermittelte; von einer intrinsischen Verpflichtung deutscher Kollegen, nicht nur skandinavische Kulturvermittler in Deutschland, sondern deutsche Kultur- und Wissenschaftsvermittler in Skandinavien zu sein, ganz zu schweigen. Dies ist heute, nach nur 25 Jahren, ganz anders – Mobilität,

nach West), aber die damit intendierte systemische Transformation und die Aufschließung an die wissenschaftlichen Standards und den akademischen Habitus anglo-europäischen Stils wurde nicht in wünschenswerter Weise erreicht – man möge darüber einmal mit solchen Studierenden aus ehemals osteuropäischen Ländern diskutieren, die Mobilitätserfahrungen haben. An vielen dieser akademischen Stätten ist die wissenschaftliche Zukunft zwanzig Jahre wissentlich nicht umgesetzt worden (konnte

politisch nicht umgesetzt werden); sie wird heute durch die in Osteuropa verbreitete »Ökonomisierung« des Universitätsbetriebes erschwerend verstellt. Im ehemaligen Osteuropa dauert der wissenschaftliche Aufholprozess an, das Milieu ist noch längst nicht von einer, wie eben geschilderten Offenheit geprägt, der Alltag autoritär (Frontalunterricht), die Deu-



Abb. 3

Humboldt Office Abroad:
New York, Brooklyn

Die Weichenstellung in eine europäische Zukunft hat eine weitere Wurzel in der Vergangenheit: Mobilität war im Mittelalter eine notwendige Voraussetzung für die Wissensaneignung, sie wird gegenwärtig als akademischer Wert an sich betrachtet, jede Universität hat daher eine internationale Abteilung, deren Aufgabe die Einwerbung und Betreuung von ausländischen Studierenden und Wissenschaftlern ist. Darüber hinaus können Akademische Repräsentanzen im Ausland dazu dienen, Forschungsk Kooperationen mit ausländischen Partnern zu unterstützen.

Internationalität und Interdisziplinarität sind auch in unserem Fach zu buchstäblichem Alltag geworden.

Der Wert an sich von Mobilität und Internationalität lässt sich an einem an viel zu vielen Orten fehlgeschlagenen Transformationsprozess unserer jüngsten Vergangenheit erhellen – der Transformation der staatsgelenkten, autoritären und zweckorientierten Wissenschaft Osteuropas. Zwar setzte nach dem Fall der Berliner Mauer und dem Ende des politischen und kulturellen Systemgegensatzes ein (mit vielen Steuergeldern und hohem intrinsischen Einsatz geförderter) Mobilitätstransfer von West nach Ost ein (und ein bescheidener Braindrain von Ost

nach West), aber die damit intendierte systemische Transformation und die Aufschließung an die wissenschaftlichen Standards und den akademischen Habitus anglo-europäischen Stils wurde nicht in wünschenswerter Weise erreicht – man möge darüber einmal mit solchen Studierenden aus ehemals osteuropäischen Ländern diskutieren, die Mobilitätserfahrungen haben. An vielen dieser akademischen Stätten ist die wissenschaftliche Zukunft zwanzig Jahre wissentlich nicht umgesetzt worden (konnte politisch nicht umgesetzt werden); sie wird heute durch die in Osteuropa verbreitete »Ökonomisierung« des Universitätsbetriebes erschwerend verstellt. Im ehemaligen Osteuropa dauert der wissenschaftliche Aufholprozess an, das Milieu ist noch längst nicht von einer, wie eben geschilderten Offenheit geprägt, der Alltag autoritär (Frontalunterricht), die Deutungshoheit haben ausschließlich die Professoren, sie sind weiterhin die Inhaber des Wahrheitsprivilegs – wohlthuende Gegenbeispiele gibt es.

Wissenschaft als soziales Ereignis

Über die Zukunft von Wissenschaft, Forschung und Universität reden, darf einen Aspekt nicht außer Acht lassen, er ist in der deutschen Universitätsvergangenheit (und auch der der französischen und italienischen) jahrzehntelang sträflich vernachlässigt worden – im oben Gesagten klang dies bereits verschiedentlich durch: Universität und Wissenschaft sind auch *soziale* Ereignisse, sie bestimmen Lebensläufe, sie prägen über Jahre Individuen, sie formen

ein Umfeld mit. Vielfach bekommt noch heute, wer durch eine deutsche Universität geht, den Eindruck, die Administratoren, die Planer und die Normsetzer stellten sich Wissenschaftler und Studierende nur als Personen vor, die außer dem Halten von Vorlesungen und der Anwesenheit in Seminaren und Bibliotheken keine andere Bestimmung, keinen anderen Lebensinhalt hätten – in deutschen Universitäten gibt es zu wenig soziale Freiräume, im wörtlichen Sinne (und wenn sie tatsächlich einmal »gewährt« werden, muss man die Erfahrung machen, dass sie vandalisiert werden). Die Gemeinschaft der Lehrenden und Forschenden, als die die Humboldt'sche Universität gemeint war, stellt Teeküchen von vier Quadratmetern Größe zur Verfügung, Ruhe- und Rückzugsräume sind Utopien, der Kindertagesstätten sind zu wenige, insbesondere aber: wo *diskutieren* eigentlich die Studierenden einer Universität ihre Arbeiten, wo *entwickeln* sie ihre Projekte, wo *schreiben* sie ihre Berichte, wo *sitzen* die Kollegen eines Institutes *zusammen* und entwickeln ihre Forschungs- und Institutspolitik? Die Humboldt'sche Einsamkeit des Wissenschaftlers manifestiert sich nur zu häufig darin, dass er einsam in seinem Büro sitzt, mit seiner privaten Kaffeemaschine auf der Fensterbank. Es hat mich immer fasziniert zu erleben, welch schier unermessliche Flächen an den skandinavischen Universitäten für das gemeinschaftliche Diskutieren und Arbeiten, aber auch das gemeinschaftliche Essen und Kaffeetrinken zur Verfügung stehen (und diese werden nicht vandalisiert).

Darüber hinaus und in dem Zusammenhang: Die Universität ist eine *städtische* Einrichtung, es bündeln sich viele, wenn nicht alle »universitären« Probleme in dem Verhältnis von Universität – Stadt. Das gilt nicht nur für die heutige Zeit, wo eine Universität in der Regel der zweitgrößte, wenn nicht der größte Arbeitgeber in einer Region, in einer Stadt ist, und daher ein ungemein ökonomisches

Gewicht hat; nicht zu reden von den Einnahmen, die durch die Studierenden in die Haushalte einer Stadt fließen. Sinnfällig ist aber das problematische Verhältnis Universität – Stadt auch in historischer Zeit: Die Bürger Berlins beispielsweise und die preußischen Machthaber am Anfang des 19. Jahrhunderts hatten allerlei Einwände gegen die neu zu gründende Universität, weil die jungen Menschen, die ungezügelter Studenten mit ihrem Lotterleben Unruhe in die Stadt bringen würden, sie wurden als



kriminelles Potential gefürchtet. Gerade aber die Heterogenität des Milieus, die Internationalität und Interdisziplinarität eröffnet neue Perspektiven, durch die die Universität als städtische Einrichtung »verstehbar« wird – Wissenschaft ist in der Stadt zu lesen, *lesen* in der vielfachen Bedeutung des Wortes. Die Humboldt-Universität zu Berlin hat in dieser Hinsicht wahrhaftig eine Zukunft vor sich – ich will es mit dem Hinweis auf drei Großprojekte auf sich beruhen lassen, mit ihnen wird sich das städtische Umfeld der Alma Mater verändern, mit ihnen wird sich aber auch das Universitätsleben verändern: Der Neubau der Universitätsbibliothek, dem Jakob- und-Wilhelm-Grimm-Zentrum, das ab 2009 zur

Abb. 4
Universität und Wissenschaft sind auch soziale Ereignisse, sie bestimmen Lebensläufe, sie prägen über Jahre Individuen, sie formen ein Umfeld mit, wie z.B. künftig das auf dem jetzt noch leeren Schlossplatz in der Mitte Berlins geplante Humboldt-Forum der Kunst, Kultur und Wissenschaft.

Verfügung steht, der Neubau der Mensa im Hauptgebäude und das geplante Humboldt-Forum der Kunst, Kultur und Wissenschaft auf dem Schlossplatz in der Mitte Berlins. Damit gehen jahrzehntelange Provisorien zu Ende, damit rückt die Humboldt-Universität dem Ideal der Humboldt'schen Universität zweihundert Jahre nach ihrer Gründung ein gutes Stück näher. Es wird neue Schnittstellen zwischen Stadt und Universität geben, es verdichtet sich universitäres und urbanes Leben, es kombiniert sich städtisches Ambiente mit der Forschungs- und Lernatmosphäre, die von jungen

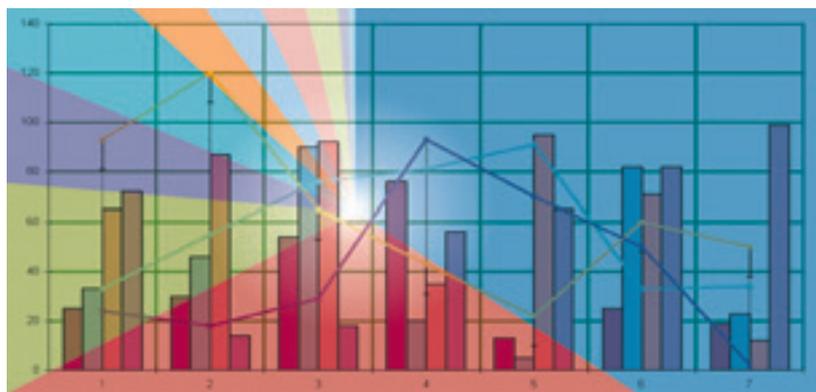


Abb. 5
Die zunehmende Komplexität der öffentlichen (und der privaten) Lebenswelten, der exponentielle Zuwachs an Wissen in der (Post-) Moderne verlangen nach Auswahl und Wertung – ein Prozess, der ohne Wettbewerb, Information und Vermittlung nicht funktionieren kann, ein Prozess aber auch, der ohne Kriterien und ohne Transparenz aus den Fugen gerät.

Menschen ausgeht – auch dies ist eine einzigartige Tradition der europäischen Universität und ihrer Stadt seit dem Mittelalter.

Evaluation, Leitbild, Wettbewerb

Was der mittelalterlichen und auch noch der Humboldt'schen Universität gänzlich fremd war, was aber zur Aktualität der modernen Hochschule weltweit gehört und ihr Leben auch in der Zukunft ganz wesentlich bestimmen wird, das ist der Prozess der willentlichen und politischen Setzung von Zielen, von Kriterien und von Evaluation. Tausend Jahre hatte die Universität solches nicht nötig. Sie brauchte auch kein Leitbild. Wenn in den letzten Jahren Evaluation nötig wurde, wenn wir uns Gedanken über ein Leit-

bild machen, dann hat das nicht nur mit der Rechtfertigung fürs Geldausgeben zu tun, auch nicht nur damit, dass funktionierende Eingangsmaßstäbe zur Universität – sowohl der Studierenden (Abitur) als auch der Professoren (Berufungsverfahren) – an Wert verloren haben (die Input-Kontrollen waren einmal sehr rigide und ließen nur wenige passieren), sondern es hat auch darin seinen Grund, dass Universität und Wissenschaft in der Gesellschaft an Vertrauen verloren haben. Daran sind sie selbst nicht unschuldig. Der Vertrauensverlust, der Verlust von selbstverständlicher gesellschaftlicher Wertschätzung, hat zu tun mit dem politischen Versagen der Universität im ideologischen 20. Jahrhundert, und er hat zu tun mit der Hybris von Wissenschaft – nicht erst seit der Erfindung der Atombombe darf man den Menschen das Grübeln über den Nutzen von Wissenschaft nicht mehr übel nehmen; den Naturwissenschaften nicht allein ist dieses geschuldet, am Anwachsen von Misstrauen und Unsicherheit in den Segen von Wissenschaft – daran haben die Humanwissenschaften ihren Anteil, auch ihnen ist der Vertrauensverlust in Wissenschaft anzulasten. Von Datenklau, von Ergebnismanipulationen, von Titelkauf will ich hier gar nicht erst sprechen. Insofern täte es der Universität auch gut, sich weiterhin Gedanken über sich selbst und ihren politisch-sozialen Kontext zu machen.

Andererseits aber sind Leitbild und Evaluation auch Ausdruck für die weiterhin hohe Wertschätzung von Wissenschaft und Universität, von Hoffnungen, die in sie gesetzt werden; sie sind aber nicht zuletzt Folgen der Modernisierung, sind Folgen der Massenuniversität. Wenn am Ende des 18. Jahrhunderts die Studenten etwa der Universität Jena in Hunderten gezählt werden konnten, so ist evident, dass man sich über die Wirksamkeit von Lehre kaum Gedanken machen musste. Ja selbst noch vom Ende des 19. und vom Beginn des 20. Jahrhunderts wird von

berühmten Professoren berichtet, die ihre Vorlesungen vom Lehnstuhl aus hielten und dies in einer Artikulation und Lautstärke, dass nur die unmittelbar nächsten Zuhörer etwas verstehen konnten (von Hegels Lehrkompetenz werden die schauerlichsten Geschichten berichtet) – gleichwohl stand ihrer Reputation als Lehrer und Forscher dieses nicht im Wege. Ein undenkbarer Zustand heute.

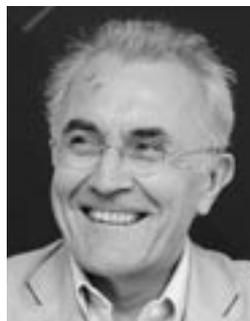
Durch fortwährende Evaluation überprüfte Leistung und an ihnen gemessene Leitbilder werden Orientierungsrahmen diskutiert für immer komplizierter werdende Einzelentscheidungen und Verhaltensmodi einer Universität. Sie verbalisieren die *corporate identity* einer Universität, und sie sind immer verschieden, wie die T-Shirts der jeweiligen Universitäten verschieden sind. Die Frage geht heute nicht mehr nur nach Relevanz, sondern nach Effektivität und Wettbewerb. Die Verantwortung von Wissenschaft bemisst sich daher auch an ihrer Bereitschaft zur öffentlichen Kontrolle, und das heißt in der Teilhabe von Wissenschaft am öffentlichen Diskurs und am öffentlichen Handeln. Die zunehmende Komplexität der öffentlichen (und der privaten) Lebenswelten, der exponentielle Zuwachs an Wissen in der (Post-) Moderne verlangen nach Auswahl und Wertung – ein Prozess, der ohne Wettbewerb, Information und Vermittlung nicht funktionieren kann, ein Prozess aber auch, der ohne Kriterien und ohne Transparenz aus den Fugen gerät. Allein auf die Aufgabe der Komplexitätsreduktion kann sich Wissenschaft heute nicht mehr zurückziehen.

Die großen Fragen

Im Jubiläumsjahr 2010 werden die Grundsätze der Humboldt’schen Universität zu diskutieren sein, sie galten 200 Jahre lang als das Fundament der modernen Forschungsuniversität. Die Einheit von Forschung und Lehre: Kann die Universität heute für beide Aufgaben noch hinreichend und unter

Exzellenzvorgaben einstehen? Die Einsamkeit und Freiheit des Wissenschaftlers: Wie steht es um das Wissenschaftlerideal des Idealismus? Die Einheit der Universität: Verlangt die Massenuniversität, der Bedarf der Gesellschaft nach einem ansehnlichen Bevölkerungsanteil mit akademischer Ausbildung nach einer anderen Wissenschaftsorganisation? Der staatliche Primat: Kann es ausschließlich Aufgabe des Staates sein, Wissenschaft und Forschung zu unterhalten?

Wittgensteins Schweigegebot sollten wir zu überwinden versuchen!



Prof. Dr. Bernd Henningsen
 Jg. 1945. Studium der Politischen Wissenschaft, Nordischen Philologie, Philosophie und Psychologie an der LMU München; Promotion 1974, Habilitation 1984; 1986 Theodor-Eschenburg-Preis; Gastprofessuren und Professurvertretungen an den Universitäten: Minnesota/USA, Zürich, Trier, Erlangen-Nürnberg, der Universität der Bundeswehr Hamburg und der FU Berlin. Seit 1992 Professor für Skandinavistik/Kulturwissenschaft am Nordeuropa-Institut der Humboldt-Universität und dessen Direktor. 1995 Fellow am schwedischen Wissenschaftskolleg in Uppsala (SCASSS). 1996 Leiter des schwedisch-deutschen Forschungsprojekts »Die kulturelle Konstruktion von Gemeinschaft«; in der Folge weitere Projekte mit Universitäten aller Ostseeanrainerstaaten. Gastprofessor in Aarhus, Kopenhagen, Örebro und Stockholm. Seit 2005 Honorarprofessor an der Universität Kopenhagen. 2007 gab er heraus: »Humboldts Zukunft. Das Projekt Reformuniversität« (Berliner Wissenschafts-Verlag)

Exzellenzvorgaben einstehen? Die Einsamkeit und Freiheit des Wissenschaftlers: Wie steht es um das Wissenschaftlerideal des Idealismus? Die Einheit der Universität: Verlangt die Massenuniversität, der Bedarf der Gesellschaft nach einem ansehnlichen Bevölkerungsanteil mit akademischer Ausbildung nach einer anderen Wissenschaftsorganisation? Der staatliche Primat: Kann es ausschließlich Aufgabe des Staates sein, Wissenschaft und Forschung zu unterhalten?

Humboldt-Universität zu Berlin, Nordeuropa-Institut

E-Mail: bernd.henningsen@staff.hu-berlin.de

www2.hu-berlin.de/skan/personal/bh/bh.html